

Echo der Arbeit

HÜTTENWERK OBERHAUSEN AKTIENGESELLSCHAFT



13

Verlagspostamt Oberhausen/Rheinland
Nur für Betriebsangehörige

HOAG AS	Meldepflichtige Unfälle						Gesamt meldepf. Vormonat Betriebsunfälle: nat	
	Stand am: 21./22. 7. 1957						Werk Oberhausen: 57 27	
	Anzahl der						Bemerkungen	
	Betr. Unfälle		B.K.		Wege		Unfallschwere	
	Zugang	Stand	Zugang	Stand	Zugang	Stand		
Hochofenbetrieb	-	3	-	-	-	1	leicht	Vormonat 1
Stahl- u. Walzwerke	-	25	-	-	-	6	leicht	Vormonat 3
Blechwalzwerke	-	4	-	-	-	1	leicht	Vormonat 1
Masch. Hilfsbetr.:								
Hochofenbetr.	-	2	-	-	-	2	leicht	
Stahl- u. Walzwerke	-	10	-	1	-	-	leicht	Vormonat 1
Blechwalzwerke	-	1	-	-	-	-	leicht	
VK u. Hafen Walsum	2	6	-	-	-	-	leicht	Vormonat 2
Zementwerk	-	-	-	-	-	-	leicht	Vormonat 1
Sonstige	2	6	-	-	-	-		
Gesamt Werk Oberh.	4	57	-	1	-	10		
Gelsenkirchen	2	15	-	-	-	-	leicht	
Lüntenbeck Dolomitbruch }	-	-	-	-	-	-		
Gesamt Werk:	6	72	-	1	-	10		

Nr. 1063g/14

So geht das nicht weiter!

Einen stimmungsvollen Sonnenuntergang hat der Fotograf unseres Titelbildes eingefangen. Im goldenen Glanz des Gegenlichtes spürt man förmlich den ausklingenden Sommertag. Im Vordergrund der auf dem rechten Rheinufer stehende Pylon und die Sella der im Bau befindlichen Düsseldorfer Nordbrücke. Am Bau dieser Brücke, die unter Federführung der Düsseldorfer Stahlbaufirma Hein, Lehmann & Co. erfolgt, ist u. a. auch die GHH Sterkrade beteiligt. Die Seillieferungen wurden von der Westf. Union, Hamm, sowie dem Werk Gelsenkirchen übernommen.

JAHRGANG 8 · 2. AUGUST 1957

ECHO DER ARBEIT

Herausgeber: Hüttenwerk Oberhausen Aktiengesellschaft. Verantwortlich: Direktor Karl Strohmenger. Redaktion: Karl-Heinz Sauerland und Manfred Okroy, Oberhausen (Rheinland), Werksgasthaus. ECHO DER ARBEIT ist eine zweimal monatlich erscheinende Werkzeitschrift für die Mitarbeiter der Hüttenwerk Oberhausen AG. Auflage: 17000 Exemplare. Herstellung: VVA-DRUCK, Vereinigte Verlagsanstalten, Oberhausen (Rhld.). Klischees: Vignold, Essen.

Diese Zeilen sollten aufgenommen werden wie ein Trommelwirbel, wie ein Warnruf müssen sie wirken; sie sollten auch das letzte Belegschaftsmitglied wachrütteln, jeden einzelnen anhalten, sich mit aller Kraft gegen eine Entwicklung zu stemmen, die sich bereits verhängnisvoll abzuzeichnen beginnt. Der oben abgedruckte Zettel nämlich, mit dem die Abteilung Arbeitsschutz den täglichen Unfallstand meldet, löst einen Alarmschrei aus, der jedem von uns förmlich in die Knochen fahren muß: Einschließlich Gelsenkirchen wurden bis zum 21./22. Juli insgesamt 72 Betriebsunfälle registriert. In Oberhausen waren es 57, in Gelsenkirchen 15 Unfälle, was gegenüber dem gleichen Zeitraum des Vormonats, in dem bis dahin 27 Unfälle in Oberhausen und sieben in Gelsenkirchen gemeldet wurden, eine Steigerung von mehr als 100 Prozent bedeutet. Demgegenüber nahmen die Erste-Hilfe-Leistungen nur um 24 Prozent zu. Das zwingt zu der Folgerung, daß drei Viertel der erhöhten Unfälle auf die durch die gesetzliche Neuregelung sich ergebende größere Neigung krankzufeiern zurückzuführen sind. Das ist eine alarmierende Tatsache. Gewiß darf man dabei nicht die etwa 600 Neueinstellungen unberücksichtigt lassen, da nach den Erkenntnissen des Arbeitsschutzes jeder Neueingestellte zehnmal stärker unfallgefährdet ist als der Stamm der Belegschaft. Das mag ein Umstand sein, der den Gesamt-Unfallstand mit beeinflusst, entscheidend aber ist vielmehr die Haltung der Belegschaft. Es kommt darauf an, daß wir zurückfinden zu jener positiven Einstellung zum Arbeitsschutzgedanken, die uns jahrelang zu eigen war. Achte auf den anderen! — dieses Motto, unter dem kürzlich die Verkehrssicherheitswoche stand, sollte uns nicht nur im Straßenverkehr Mahnung sein, sondern auch im Betrieb. Achte auf den anderen! Dann könnte mancher Unfall vermieden werden. Das soll aber auch heißen, daß einer vor dem anderen ein schlechtes Gewissen haben muß, wenn er wegen einer geringfügigen Verletzung krankfeiert. Achte auf den anderen! Das bedeutet: Kameradschaftsgeist!

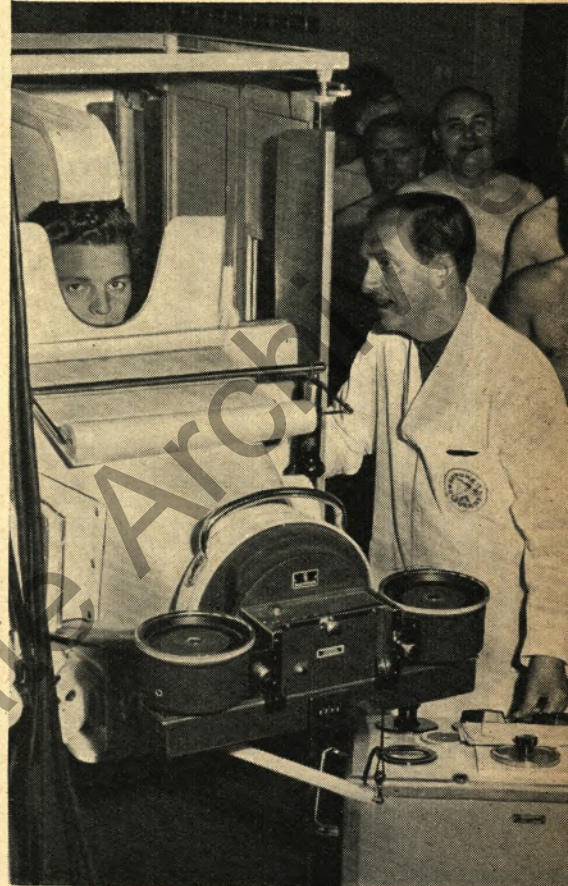
K. H. S.

Schnappschüsse



59 Jugendliche aus der Sowjetzone sah man in diesen Tagen bei einer Werksbesichtigung. Von den „Falken“ nach Oberhausen eingeladen, verbrachten sie in einem kleinen Zeltorf in Alstaden einige erlebnisvolle Tage. Sie lernten u. a. die Ruhrorter Häfen kennen, fuhren nach Marl-Hüls und sahen in Köln die Bundesgartenschau und die Gruga in Essen. Recht beeindruckt waren sie jedenfalls vom Besuch unseres Werkes. „Nie hätte ich geglaubt“, sagte ein junger Brandenburger, „daß ein Hüttenwerk so groß sein kann.“

Etwa dreißig Grad im Schatten zeigte das Thermometer an, als am 7. Juli in einem Sonntagmorgen-Konzert der Sängerbund Hüttenwerk von Wandern, Sonnenschein und Liebe sang. Man hätte glauben können, daß dies selbst den passioniertesten Sängern zuviel gewesen sei. Aber nichtsdestoweniger ließen sie ihre Stimmen erschallen. (Da soll nur einer sagen, es gäbe keine Idealisten mehr!) Und es waren nicht einmal wenige Zuhörer, die sich im Uhlend-Park versammelt hatten. Denn schließlich wollte der Chor den Liebhabern des Männergesangs eine Freude bieten. Wenn auch der Schweiß in Bächen von den Stirnen rann. Daß nachher die Sangesbrüder etwas für ihre strapazierten Kehlen und Stimmbänder tun mußten, versteht sich. Bei der Hitze...



Auch in diesem Jahr fand eine Röntgen-Reihenuntersuchung der Belegschaft statt. Gleichzeitig wandte sich die Röntgen-Reihenbildstelle der Eisen- und Stahlindustrie durch in den Betrieben aushängende Hinweise gegen die in letzter Zeit in einzelnen Tageszeitungen erfolgte Berichterstattung über eine angebliche Gefährlichkeit von Röntgen-Reihenuntersuchungen. In Übereinstimmung mit dem Deutschen Zentralkomitee zur Bekämpfung der Tuberkulose konnte demgegenüber festgestellt werden, daß nach den über 1,3 Millionen Röntgenuntersuchungen in der Eisen- und Stahlindustrie noch in keinem Falle eine Schädigung bekannt geworden ist. Tatsache ist, daß die Strahlenmenge für eine Röntgenaufnahme nur über Bruchteile von Sekunden und dabei nur im Bereich der Brustorgane einwirken kann. Diese kurzzeitig freiliegenden Röntgenstrahlen — so teilt die Röntgen-Reihenbildstelle mit — bilden keinerlei Gefahren für die Gesundheit der Menschen. In diesem Zusammenhang wurde darauf hingewiesen, daß es oftmals die gleichen Zeitungen sind, die auf der einen Seite in sich widersprechender Weise vor den Gefahren der Röntgenstrahlen warnen, während sie andererseits atomare Strahlenschädigungen zu bagatellisieren versuchen.

In dem Bericht in Ausgabe 10, in dem der junge kaufm. Angestellte Helmut Reichart über einen Englandsbesuch erzählte, veröffentlichten wir u. a. das Bild einer Masselgießmaschine. Nun sollte damit nicht etwa gesagt werden, daß es bei uns so etwas nicht gäbe. Darum zeigen wir hier den Standort unserer Masselgießmaschine, die sich bekanntlich hinter dem Stahlwerk befindet.



Ein Kindergarten, der wirklich ein Hort für Kinderträume ist, wurde von der neuen kath. Gemeinde „Heilig-Geist“ kürzlich in unserem Wohngebiet Bermensfeld seiner Bestimmung übergeben. Bei der Einweihungsfeier wurde insbesondere der HOAG für die Unterstützung beim Bau dieses Kindergartens gedankt. Auf unserem linken Bild die Attraktion: eine manns-hohe „Eisenbahn“ aus Kanalisationsrohren.



Unser Ansehen steht auf dem Spiel

Man sollte es nicht für möglich halten. Da lasen wir in der Zeitung, daß ein junger Oberhausener bei einer Vespa-Marathonfahrt, die von Schweden nach Duisburg führte, den ersten Preis gewonnen hat. Derselbe junge Mann aber war nach den Unterlagen der Personalabteilung seit nahezu 14 Tagen krankgeschrieben. Sportlicher Ehrgeiz in Ehren. Aber das war zuviel! Sich auf Kosten der Krankenkasse einen Extra-Urlaub zu verschaffen, um durch die Gegend zu brausen, da hört alles Verständnis auf. Das Arbeitsverhältnis wurde inzwischen gelöst.

Ein anderer Fall: Wegen einer Kleinigkeit begann ein Arbeiter gleich am 1. Juli, am Tage des Inkrafttretens des Verbesserungsgesetzes also, krankzufeiern. Da er außerdem mit Lohnpfändungen belastet war, lag der Verdacht nahe, daß er sich dadurch eine Besserstellung erhofft hatte, indem er damit rechnete, daß nach der bisher üblichen Regelung das Krankengeld, das unter Einschluß des Arbeitgeberzuschusses jetzt 90 v. H. des Nettoarbeitslohnes ausmacht, nicht pfändbar sei. Auch hier wurde das Arbeitsverhältnis gelöst. Ganz davon abgesehen aber war der Mann einem Irrtum erlegen. Der Arbeitgeberzuschuß zum Krankengeld unterliegt nämlich der Lohnpfändung und wird auch entsprechend verrechnet.

Nun wäre es gewiß nicht richtig, wollte man aus den geschilderten beiden Fällen irgendwelche Schlußfolgerungen über die Verhaltensweise der gesamten Arbeiterschaft ziehen. Daß es sich andererseits aber auch nicht um Einzelfälle handelt, läßt das ständige Ansteigen der Krankenziffern seit dem 1. Juli vermuten. Am 23. Juli, als diese Zeilen geschrieben wurden, betrug der Krankenstand der in der Betriebskrankenkasse Oberhausen versicherten Arbeiter 5,43 Prozent (effektiv: 610 Mann), gegenüber dem Vormonatsdurchschnitt von 3,73 Prozent. Im Gegensatz hierzu ging der Krankenstand der Angestellten von 3,07 Prozent im Durchschnitt Juni auf 2,15 Prozent am 23. Juli zurück. Im Werk Gelsenkirchen stieg bei einem sich in normalen Grenzen bewegenden Krankenstand der Angestellten die Krankenziffer der Arbeiter sogar von 3,27 Prozent im Juni-Durchschnitt auf 6,5 Prozent am 23. Juli.

Es bedarf keines besonderen Scharfsinns, um zu erkennen, daß auf jeden Fall das Steigen der Krankenzahlen auf der Arbeiterseite mit der gesetzlichen Neuregelung in Verbindung zu bringen ist. Diese Logik wird bestärkt durch die Tatsache des normal verlaufenden Krankenstandes der Angestellten. In den Betrieben führt dieser Lauf der Dinge bereits zu ernsthaften personellen Schwierigkeiten. Außerdem wird die finanzielle Lage der Betriebskrankenkasse dadurch immer prekärer. So ist eine erste Beitragserhöhung auf 6,8 Prozent bereits in diesen Tagen erfolgt. Weitere Erhöhungen oder gar Leistungsminderungen der Kasse werden folgen müssen, wenn nicht bald ein Rückgang des Krankenstandes eintritt. Die Beiträge der Angestellten bleiben davon unberücksichtigt, da es im Hinblick auf den Unterschied in der Höhe der Krankenzahlen wohl unbillig wäre, die Angestellten in die Erhöhung miteinzuschließen.

Wir betonen noch einmal ausdrücklich, was wir schon in der letzten Ausgabe schrieben: Das Ansehen des Arbeiters steht auf dem Spiel! Bereits jetzt zeigen die Gegner der Lohnfortzahlung ein schadenfrohes Lächeln. Sollten sie recht behalten in ihren Prophezeiungen, daß die Arbeiterschaft die durch das Gesetz gegebenen Möglichkeiten mißbrauchen werde? Allen Ernstes: Es geht um die Ehre des Arbeiters! Und daß der gute Ruf der Arbeiterschaft nicht in Mißkredit gerät durch einige wenige, die ein gutgemeintes Anrecht rigoros auszunutzen versuchen, dafür sollten wir sorgen. Auch hier gilt, was wir schon an anderer Stelle dieser Ausgabe offen aussprachen: Achte auf den anderen...

Voraussetzung: KEIN VERSCHULDEN

In unseren Erläuterungen zu dem „Gesetz zur Verbesserung der wirtschaftlichen Sicherung der Arbeiter im Krankheitsfalle“ wurde in der vorigen Ausgabe wahrscheinlich nicht stark genug darauf hingewiesen, daß der Arbeitgeber zur Zahlung eines Zuschusses zu den Leistungen aus der gesetzlichen Kranken- oder Unfallversicherung nur dann verpflichtet ist, wenn den Arbeitnehmer kein Verschulden an der Krankheit oder an dem Unfall trifft. Als Verschulden wird ein leichtfertiges, mutwilliges oder gegen die guten Sitten verstößendes Verhalten angenommen. So wird z. B. ein grobfahrlässiger Verstoß gegen die Verkehrsregeln, die Mißachtung von Unfallverhütungsvorschriften oder die Nichtbeachtung von ärztlichen Anweisungen in der Regel als Verschulden des Arbeitnehmers angesehen werden müssen. Selbstverständlich wird auch bei Verkehrsunfällen, die auf Trunkenheit zurückzuführen sind, oder durch den Fall des § 192 RVO, die schuldhafte Beteiligung bei Raufhändeln, ein Verschulden begründet.

Juni: 1413 Urlaubsschecks eingelöst

- **Betriebslage.** Der Hochofenbetrieb erzeugte im Juni 116 192 t Roheisen. Im Mai waren es 121 000 t. Die Rohstahlproduktion betrug im Berichtsmonat 130 889 t. Die Produktion von Walzwerkserzeugnissen belief sich auf 87 713 t. Versandt wurden 83 064 t. Hinzu kamen 6 130 t für Gelsenkirchen. Das Zementwerk erzeugte im vergangenen Monat 25 000 t. Der Versand ist gegenüber dem Vormonat zurückgegangen. Er betrug 19 412 t. Die Walzdrahterzeugung des Werkes Gelsenkirchen betrug 4 466 t.
- **Belegschaftsentwicklung.** In Oberhausen ist die Belegschaft ausschließlich Werkstudenten bei 52 Zugängen und 83 Abgängen um 31 zurückgegangen. Von den seit dem 1. Januar 1957 neu eingestellten Belegschaftsmitgliedern sind im Laufe des Berichtsmonats wiederum 19 ausgeschieden. Bis Ende Juni haben danach 80 Neueingestellte

ihre Arbeitsplätze bei uns aufgegeben. Das sind 9,4 Prozent der im ersten Halbjahr 1957 insgesamt neu eingestellten 861 Belegschaftsmitglieder. Im Gelsenkirchener Werk ist die Belegschaft bei 26 Zugängen und 25 Abgängen um 1 gestiegen. Unter den 25 Abgängen sind 21 freiwillige Austritte, davon sind 18 Belegschaftsmitglieder nach Einführung der Arbeitszeitverkürzung am 1. 10. 1956 bei uns eingetreten.

- **Vorschlagswesen.** Am 1. Juni lagen noch 68 unerledigte Vorschläge vor. 17 neue kamen hinzu. Von diesen insgesamt 85 Vorschlägen wurden 13 bearbeitet. Stand am 30. Juni: 72 noch nicht abschließend bearbeitete Vorschläge. In Gelsenkirchen kamen zu zehn unerledigten Vorschlägen sieben neue hinzu. Von diesen 17 Vorschlägen wurden fünf bearbeitet. Zwölf waren am 30. Juni noch nicht abschließend bearbeitet.

- **Urlaub.** Während in allen Monaten dieses Jahres die Abwicklung des Jahresurlaubsplanes stets unter 8 Prozent lag — lediglich im März waren es 8,1 Prozent —, stieg diese Zahl im letzten Monat sprunghaft an: 10,6 Prozent des Gesamturlaubs für 1957 wurden im Juni in den Oberhausener Betrieben abgewickelt. Vorgesehen waren zehn Prozent. Bis Ende Juni sind danach in Oberhausen bei einer Sollzahl von 47 Prozent 44,5 Prozent des gesamten Jahresurlaubs genommen worden. In Gelsenkirchen wurden im Juni sogar zwölf Prozent des aufgestellten Jahresurlaubsplanes abgewickelt. Vorgesehen waren ebenfalls 10 Prozent. Bis zum 30. Juni sind im Werk Gelsenkirchen 46,8 Prozent des Jahresurlaubs genommen worden. 47 Prozent waren vorgesehen. Im Berichtsmonat Juni wurden beim Lohnbüro Oberhausen 1 232 Urlaubsschecks eingelöst mit einem Gesamtbetrag von 188 069 DM. Das entspricht einer Durchschnittsurlaubsvergütung von 152,65 DM je Belegschaftsmitglied. In Gelsenkirchen wurden während der gleichen Zeit 181 Urlaubsschecks mit einem Gesamtbetrag von 23 925 DM eingelöst. Die durchschnittliche Urlaubsvergütung je Belegschaftsmitglied entspricht hierbei einem Betrag von 132 DM.

Selbstbedienung im Betrieb

Der Automat: „Bitte beehren Sie mich bald wieder“.



Arbeiter - Angestellte

Wenn Herr Robben meint, daß die Angestellten durch den Artikel in Ausgabe 9 der Werkzeugzeitung brüskiert worden seien, so fassen wir Arbeiter den Leserbrief des Herrn Robben erst recht als Brückierung auf. Warum bemüht sich Herr Robben, die Unterschiede zwischen Angestellten und Arbeitern so stark herauszustellen und dabei so zu tun, als wären allein die Angestellten dazu berufen, etwas zu leisten? Wenn das man im Sinne des kritisierten Artikels nicht „dünnkelhaft“ ist. Denn wenn auch in dem Brief nicht offen ausgesprochen, so sind wir Arbeiter geistig wohl etwas zurückgeblieben, denn Verantwortungsbewußtsein, berufliches Können und charakterliche Haltung sind ja insbesondere Sache der Angestellten. Herr Robben hätte sich einmal anhören sollen, wie in den Betrieben über seinen Brief diskutiert wurde. Ich glaube, daß er dann gemerkt hätte, wie hellwach und aufgeschlossen unsere Arbeiter sind. Uns Arbeiter würde nur einmal interessieren, worin der Buchhalter X oder der Portier Y seine „Mission“ sieht, die er angeblich zu erfüllen hat?

Heinz Robbers,
Abteilung Verkehr

Zu dem Brief in Heft 11: Selten so gelacht.

H. O. Hinz,
Feinstraße

Da der Artikel „Wo bleibt die soziale Neuordnung“ in der Werkzeugzeitung Nr. 9 ein unausweichliches Problem umreißt, muß es befremden, daß in dem Leserbrief in Ausgabe 11 eine Problematik zu Tage tritt, die weder dem Inhalt des genannten Artikels noch der Wirklichkeit und den Zeitumständen gerecht wird.

Es ist an der Zeit zu erkennen, daß die durch die Rationalisierung und Automation in den Raum gestellten Probleme nur in gemeinsamer Aufgabenerfüllung gelöst werden können. Mit einer „Vogel-Strauß-Politik“, die dem Sehenden die Absicht der Nivellierung unterstellt oder mit der Feststellung, daß Angestellte keine Arbeiter sind, ist dabei keinem gedient. Tatsache

ist, daß die fortschreitende Rationalisierung insbesondere die unteren und mittleren Bereiche der Angestelltentätigkeit ihrer „geistigen“ Funktion beraubt und durch mechanische Arbeitsweisen viele Angestellte zu ausgesprochenen Büro„arbeitern“ werden. Wenn also in Erkenntnis dieser Begebenheiten in dem Artikel „Wo bleibt die soziale Neuordnung“ darauf hingewiesen wird, daß wir neue Maßstäbe finden und unsere Vorstellungen der Situation anpassen sollen, so hat dies nichts mit einer Nivellierungspolitik zu tun, es sei denn, daß man das Angleichen der Arbeiterschaft an die bestehenden Rechte der Angestelltenschaft auch als Nivellierung betrachtet.

Nun kann es nicht im Interesse der Arbeiterschaft liegen, daß die Angestellten bestehende Vorzüge verlieren. Es müßte aber, um eine mögliche Einbuße zu verhindern, im Interesse der Angestellten liegen, daß die Arbeiter diese ebenfalls erhalten. Das ist noch keine Gleichmacherei; denn die fachliche Aufgabenteilung und ihre Leistungsunterschiede werden davon nicht berührt. Es ist daher verfehlt, das Primat der geistigen Arbeit und ihre schöpferische Kraft nur einer Gruppe zuzusprechen, denn Freiheit von körperlicher Anstrengung ist nicht mit Aufwand von Geist zu verwechseln, und hier sei Dr. Karl Hinkel zitiert, der in der 1949 erschienenen Studie „Die Stellung der Angestellten in der Wirtschaft“ sagt: „Die echte Vorrangstellung der Geistesarbeiter ist eine qualitative Vorrangstellung im Sinne einer höheren Verantwortung. Wenn der Kopfarbeiter in Gleichgültigkeit, Kurzsichtigkeit und Egoismus nur an sich und seinen engeren Berufskreis denkt, so ist er der erhabenen Werkzeuge menschlicher Geistesfähigkeit nicht würdig“.

In unserer gegenwärtigen Lage sollte man also nicht versuchen, alte Vorstellungen krampfhaft zu erhalten. Die Arbeiterschaft hat sich diese Erkenntnisse weitgehendst

zu eigen gemacht. Die Angestellten müssen um ihrer selbst und um aller willen — vor allem da, wo die Mitbestimmung praktiziert wird, — Rückstände falschen Bewußtseins aufgeben; denn ein gemeinsames, konkretes Schicksal, welches für Sondervorteile und Sondersicherheiten auf Kosten anderer keinen Raum läßt, müßte dazu führen, die Möglichkeiten der Mitbestimmung gemeinsam zu realisieren.

Hans Schönitz,
Mitglied des Betriebsrats und des
Vertrauensmännerausschusses der
IG Metall

Ich finde, daß Sie mit dem Artikel „Wo bleibt die soziale Neuordnung?“ so recht den Kern der gegenwärtigen Situation getroffen haben. Ich hatte mit einer Fülle von begeisterten Zuschriften gerechnet. Statt dessen meldete der uns allen bekannte Angestellten-Vertreter im Betriebsrat, Kollege Robben, namens der Angestellten „mit großem Befremden“ Bedenken an gegen die von den Arbeitern begehrte soziale Aufwertung. Dem Kollegen Robben sei daraufhin gesagt, daß die Arbeiterschaft seine Darlegungen noch mit größerem Befremden aufgenommen hat. Seinen Zeilen folgen heißt, das Rad der Zeit um gut fünfzig Jahre zurückdrehen.

Zumal war doch in dem von dem Kollegen Robben kritisierten Artikel nicht mit einem einzigen Wort herauszulesen, daß den Angestellten zugunsten der Arbeiter auch nur eine soziale Errungenschaft genommen werden soll. Warum also die ganze Aufregung?

In Wirklichkeit ist der funktionelle Unterschied zwischen Arbeitern und Angestellten durchaus nicht so groß, wie uns der Kollege Robben glauben machen will. Namentlich in den letzten Jahren hat die Arbeiterschaft allerorts bewiesen, daß ihre Funktion im Rahmen der Volkswirtschaft ungemein wichtig

ist. Aber nicht nur die Funktionen masse, sondern wir erleben es doch in unseren Betrieben, wie die fortschreitende Technisierung auch an den einzelnen Arbeiter erhöhte Anforderungen stellt, sowohl an das berufliche Können als auch an das Verantwortungsbewußtsein — eben jene Vorzüge, die Kollege Robben nur den Angestellten zuerkennt.

Gewiß, der Angestellte ist dem Arbeitgeber mehr als der Arbeiter auf Treu und Glauben verpflichtet. Diese Verpflichtung hat ihn aber niemals davon abgehalten, arbeitsrechtliche und soziale Forderungen zu stellen. Forderungen, die zuerst von den Arbeitern geltend gemacht wurden. Denn bisher war es doch so, daß die Angestellten von den herausgehandelten Vorteilen der Arbeiter profitierten. Oder waren es die Angestellten, die den 8-Stunden-Tag erkämpften, die vor mehr als sechzig Jahren auf die Barrikaden stiegen, die bei jeder Streikauseinandersetzung eine finanzielle Einbuße erlitten? Die Angestellten waren immer bereit zu nehmen. Und sie sollen auch jetzt nichts geben, aber gleiches Recht gelten lassen. Oder identifizieren sie sich mit der Dreigroschenoper-Parodie: Nur wer viel nimmt, gehört zur Creme...?

W. Schleip,
Grobblech-Walzwerk

Ein Pensionär schreibt

Meinen Dank dafür, daß Sie mir die Werkzeugzeitung stets so pünktlich zusenden. Von der ersten bis zur letzten Seite lesen wir sie immer mit größtem Interesse. Man ist schließlich mit dem Ort, an dem man 32 Jahre geschäftet und gearbeitet hat, aufs engste verwachsen. Mit großer Freude lese ich immer wieder von weitgehenden Veränderungen und Modernisierungen. Durch die Chronik höre ich von manchem Arbeitskollegen und Bekannten aus früheren Tagen.

Hermann Hendricks
Rheinberg

Fünf von uns waren am Oberliga-Aufstieg beteiligt

Der große Wurf ist gelungen: Oberhausen ist wieder in der Oberliga! Nach fünfjähriger Zugehörigkeit zur zweiten Liga glückte dem SC Rot-Weiß der Wiederaufstieg in die höchste Spielklasse. Dazu unseren herzlichen Glückwunsch. Wir freuen uns um so mehr, da an diesem Erfolg fünf unserer Belegschaftsmitglieder, die ihren Stammsplatz in der ersten Mannschaft haben, beteiligt sind. Da ist (in der Bildreihe von links nach rechts) Horst Nashoff, 24 Jahre, beschäftigt in der Grubenschienenzurichterei, der zusammen mit Friedhelm Koblun, dem 21jährigen Materialverwalter im Hauptlagerhaus, die Standard-Verteidigung der „Kleeblätter“ bildet. Ferner wäre Karl-Otto Marquardt, 20 Jahre, zu nennen, der Rechtsaußen der Rot-Weißen, der im Elektrischen Betrieb Stahl- und Walzwerke arbeitet. Und schließlich die beiden Feldkämpfer, die den linken Sturmflügel bilden. Beide sind in der Zurichterei NO beschäftigt. Karl-Heinz (oder besser gesagt: „Kalli“, wie man ihn nennt), der 23 Jahre alte Halblinke, war es übrigens, der in Herten das „goldene“ Tor schuß, das praktisch den Aufstieg bedeutete, als er zwölf Minuten vor Schluß einen Flankenball wohlüberlegt an den gegnerischen

Torwart vorbei ins Netz schob. Sein Bruder Friedel, 27 Jahre, ist ein Allround-Spieler, der nicht nur als Stürmer, sondern auch schon als Läufer und Verteidiger eingesetzt wurde. — — Hoffen wir, daß sich der SC Rot-Weiß nun auch in der Oberliga behaupten wird. Das dürfte bestimmt im Sinne der großen Oberhausener Fußball-Familie sein, zu der nicht zuletzt viele Werksangehörige zählen. Daß in der ersten Division ein anderer Wind weht als in der zweiten Liga, werden sicher schon die ersten Spiele zeigen.



Schienen, Räder und Signale

DIE EISENBAHN — EIN STAHL-GROSSVERBRAUCHER

Schon der Name „Eisenbahn“ läßt vermuten, wie unmittelbar dieser Hauptträger der modernen Verkehrswirtschaft dem Element Eisen verbunden ist. In der Tat ist die Eisenbahn ein Stahlverbraucher erster Ordnung. Die Eisenbahn hat allein schon in ihrem Schienennetz Eisenmengen gesteckt, die den Leuten vor hundert Jahren geradezu unvorstellbar erschienen

westdeutsche Eisen- und Stahlindustrie im Jahre 1956 insgesamt 590 000 Tonnen Walzstahl-Erzeugnisse an die Bundesbahn. In dieser Menge sind nicht enthalten die indirekten Lieferungen durch weiterverarbeitende Industrien, worunter z. B. die mehr als 100 000 Tonnen fallen, die jährlich in den Waggonbau wandern. Die Bundesbahn ist also heute noch für die

Verfügung zu stellen, wesentlich dazu beigetragen haben, die heutigen Verkehrsleistungen der Bahn, insbesondere den hohen Sicherheitsgrad, zu ermöglichen.

Wenn der Reisende nachts im Schlafwagen ruhig schlummern kann und wenn er bei den hohen Reisegeschwindigkeiten ohne irgendein Angstgefühl

ken verwandt. Die damaligen Schienen bestanden jedoch aus Holz und hätten niemals die Beanspruchung einer Lokomotive oder eines Zuges mit schweren Wagen ausgehalten. Als dann nach der Erfindung der Dampfmaschine im Jahre 1814 die ersten Eisenbahnen liefen, führten diese allerdings bereits auf Profilschienen aus Gußeisen. Es stellte sich jedoch bald heraus, daß derartige Schienen für den Dauerbetrieb noch nicht haltbar genug waren.

Erst als man 1820 in England die gewalzte Stahlschiene einführt, wurde der Eisenbahnverkehr auf weite Entfernungen betriebssicher und damit überhaupt erst möglich. Mit der Entstehung der ersten Eisenbahn in Deutschland — zwischen Nürnberg und Fürth — wurden 1835 die ersten Schienen in Deutschland gewalzt, und zwar auf dem Raselstein bei Neuwied.

Mit dem fortschreitenden Ausbau des Eisenbahnnetzes wuchs selbstverständlich auch der Eisen- und Stahlhunger der Eisenbahn. Damit trat in den fünfzig Jahren des vorigen Jahrhunderts mit einem Schlage ein Eisenverbraucher mit einem vorher nie gekannten Bedarf auf. Die große Ausbreitung des Eisenbahngedankens aber konnte erst einsetzen, als die neuen Stahlgewinnungsverfahren, vor allem das Bessemerische, die materiellen Grundlagen dafür schufen.

Ohne Eisen keine Eisenbahn: das ist keine Binsenweisheit, wie man, durch die Wortbildung verführt, annehmen könnte. Doch nicht nur die Schienen sind aus Stahl, sondern auch alles andere, was die Bahn zum Betrieb braucht: Die Lokomotive, die Wagen zum größten Teil, die Signale, die Stellwerke, die Drehscheiben — Stahl überall, wohin wir im Bereich der Eisenbahn blicken. Dieser Stahl vollbringt, von Menschen gesteuert, riesige Leistungen: Die Deutsche Bundesbahn beförderte im letzten Monat 22,5 Millionen Menschen und rund 8,7 Millionen Tonnen Güter.

Machen wir uns nun an Hand einiger nüchterner Zahlen ein Bild von der Wichtigkeit des Werkstoffs Stahl für die Bundesbahn:

■ Die Unterhaltung und Erneuerung des rund 37 000 Kilometer umfassenden Schienennetzes in Westdeutschland erfordert Jahr für Jahr 120 000 t Schienen, die — anein-



Etwa 420 Millionen km lang — also rund das Tausendfache des Erdumfangs — ist die Strecke, die die Züge der Deutschen Bundesbahn in einem Jahr zurücklegen. Insgesamt verfügt die Bundesbahn über etwa 10 000 Dampflokomotiven, mehr als 3 000 davon sind schwere Güterzugloks. Sie befördern einen Zug von 1200 t mit einer Geschwindigkeit von 65 km/h.

wären. Im Jahre 1938 umfaßte beispielsweise das Streckennetz der Reichsbahn rund 68 000 Kilometer — in der ganzen Welt beträgt die Streckenlänge $1\frac{1}{3}$ Millionen Kilometer! —, was also, ohne Berücksichtigung der Doppelgleisigkeit vieler Strecken, der Gleise auf den Bahnhöfen usw. schon 130 000 Kilometer Schienenlänge oder, da das Meter Eisenbahnschiene etwa 1 Zentner (genau: 49 Kilogramm) wiegt, eine Menge von mehr als 6 Millionen Tonnen Stahl darstellen würde. In Wirklichkeit aber lagen wohl doppelt soviel Schienen im Reichsbahnnetz, so daß wir das Gewicht getrost mit 12 Millionen Tonnen ansetzen können. Angesichts dieser astronomischen Ziffern ist es ohne weiteres klar, daß die Bahn dabei einen laufenden und großen Ersatzbedarf hat. So lieferte die

gesamte Eisen- und Stahlindustrie ein außerordentlich wichtiger Kunde, dessen mehr oder weniger starker Ausfall zu ernststen Schwierigkeiten führen kann. Somit ist es auch für uns nicht gleichgültig, ob es der Bundesbahn gut oder schlecht geht.

Auf der anderen Seite ist die Bundesbahn aber auch einer unserer großen Schrottlieferanten. 1956 wurden von ihr über den Handel rund 340 000 Tonnen Schrott auf den Markt gebracht, was etwa dem Halbjahresbedarf eines großen gemischten Hüttenwerkes entspricht. Das Verhältnis zwischen Bundesbahn und Stahlindustrie ist immer sehr eng und gegenseitig bedingt gewesen. Man darf wohl sagen, daß die ständigen, seit den Anfängen des Eisenbahnwesens bestehenden Bemühungen der Stahlindustrie, der Bahn geeignete, immer verbesserte Stahlsorten zur

seine Mahlzeiten einnimmt, dann beruht dies außer dem Vertrauen zur menschlichen Leistung auch auf dem Vertrauen zum Werkstoff Stahl.

Schienenbahnen wurden übrigens schon vor 400 Jahren in den Bergwer-

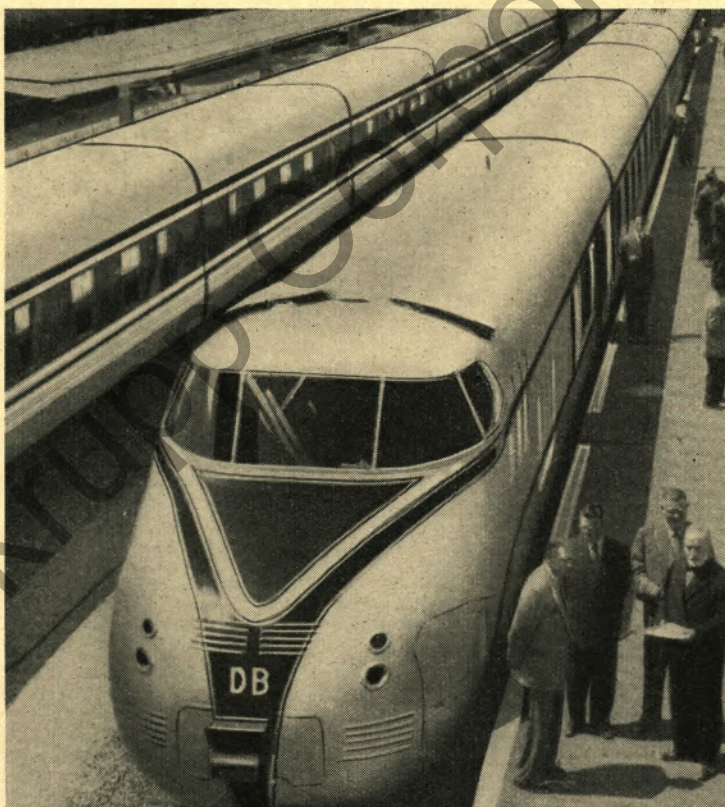
Auch bei dunkelster Nacht müssen alle Fahrten sicher durchgeführt werden. Stahl hilft auch hier. Weichensignale, die dem Rangier- und Stellwerkspersonal die Stellung der Weichen anzeigen, sind dabei von großer Bedeutung.





andergereicht — von London bis nach Athen reichen würden.

- 70000 t Schrauben, Unterlegplatten und Laschenverbindungen sind Jahr für Jahr nötig, um die Schienen sicher mit den Schwellen zu verbinden.
- 180000 Weichen liegen in den Gleisen der Deutschen Bundesbahn. Und in jedem Jahr müssen 4500 Weichen durch neue ersetzt werden, um die Betriebssicherheit zu erhalten.
- Die Bundesbahn besitzt mehr als 24000 stählerne Brücken. Mehr als 3150 Brücken davon waren bei Kriegsende zerstört. Rund 300000 t hochwertiger Baustahl wurden von der westdeutschen Eisen- und Stahlindustrie geliefert, um diese Brücken über Flüsse und Schluchten neu zu schlagen.
- 1,5 Millionen Räder rollen tagein, tagaus bei der Bundesbahn. Jährlich sind 110000 t Stahl notwendig, um abgenutzte Radsätze und Radkränze zu ersetzen.



▲ Wenn auch der Wagenkasten dieses Gliedertriebzuges aus Leichtmetall geformt wurde, so ist Stahl bei der Herstellung des Fahrgestells und der Radsätze nicht wegzudenken. Der auf unserem Bild wiedergegebene Zug besteht nicht aus einzelnen Wagen, sondern aus sieben fest zusammenhängenden Gliedern.

- Über 250000 Güterwagen rollen im Fahrzeugpark der Deutschen Bundesbahn. Allein um überalterte Fahrzeuge zu ersetzen, müssen

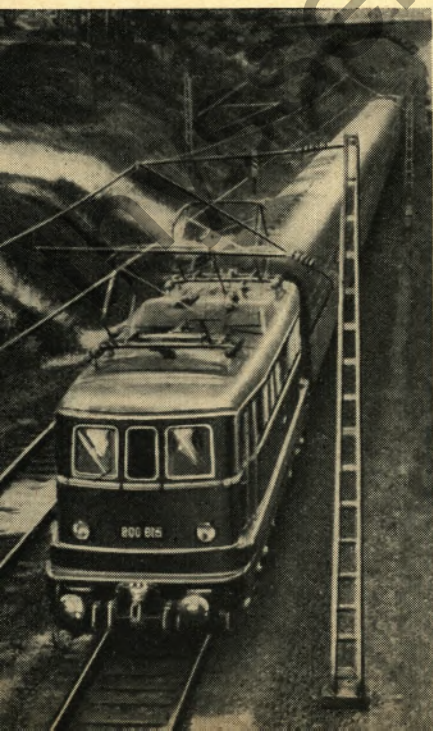
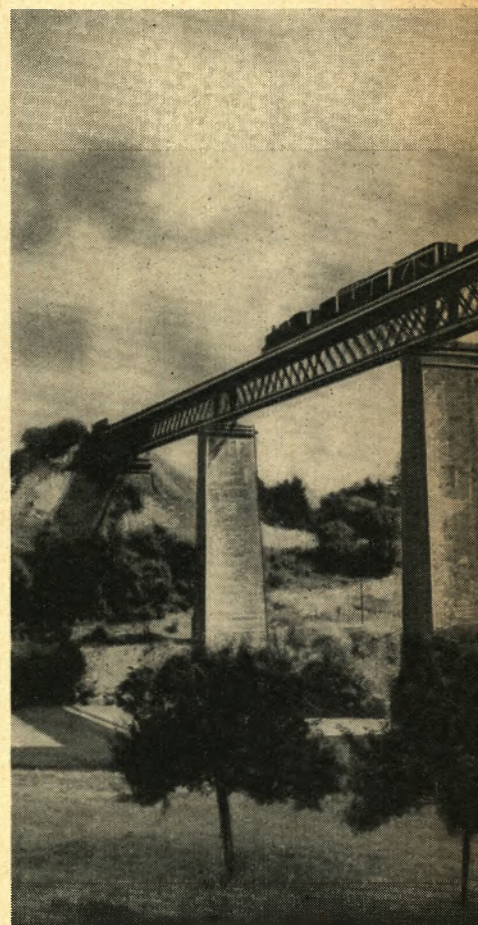
jährlich 8000 Wagen neu gebaut werden. Hinzu kommen jährlich 2000 Neubauwagen, um den Güterwagenpark zu vergrößern.

▲ Bei zunehmender Elektrifizierung, die nunmehr auch auf das rheinisch-westfälische Industriegebiet ausgedehnt wurde, erwachsen auch der Eisen- und Stahlindustrie neue Aufgaben. Hier eine elektrische Lok der Baureihe E 10 zwischen Stuttgart und Karlsruhe.

- Über 8000 Lokomotiven der Deutschen Bundesbahn mit zusammen fast 12 Millionen PS fahren bei Tag und Nacht mehr als 34000 Züge täglich an ihre Ziele.

▲ Das Streckennetz der DB hat eine Ausdehnung von rund 37000 km. Vor jedem Bahnhof bildet sich ein stählernes Netzwerk von Weichen. Insgesamt 180000 solcher Weichen liegen zwischen den Gleisen des Bundesbahn.

Rund 24400 Eisenbahn- und 4800 bahneigene Straßenbrücken, deren Überbauten ebenfalls zum weitaus größten Teil aus Stahl hergestellt sind, gehören zur Bundesbahn. Hier der Kübelbach-Viadukt a. d. Strecke Eutingen - Freudenstadt. ▼



Auf dem Wege zum „Volkskapitalismus“?

Im Rahmen unserer Veröffentlichung in der vorigen Ausgabe waren wir bemüht, die verschiedensten Sparmöglichkeiten aufzuzeigen. Daß wir hierbei auch auf das in letzter Zeit in der öffentlichen Diskussion befindliche Wertpapiersparen eingingen, war wohl selbstverständlich. Denn an Versuchen, die Aktie in Deutschland populär zu machen — so schrieben kürzlich die „Wirtschafts-Blätter“ der Bank für Gemeinschaftswirtschaft Nordrhein-Westfalen AG — hat es in den letzten Jahren nicht gefehlt. Die Erfolge müssen allerdings noch als recht bescheiden bezeichnet werden. Mit wenigen Ausnahmen blieb die Aktie bis heute das bevorzugte Anlagepapier eines der Zahl nach verhältnismäßig kleinen, einkommensmäßig zwar nicht ausgesprochen homogenen, zumindest aber doch „bessergestellten“ Bevölkerungskreises. Die Gründe für diese Exklusivität der Aktie sind vielschichtig. Einer Popularisierung

Die wirtschaftliche Unkenntnis, die sich freilich nicht nur auf die Aktie beschränkt, dürfte in Deutschland ein Haupthindernis für die Popularisierung der Aktie darstellen. Hinzu kommt die traditionelle Banken- und Börsenscheu des Deutschen; ein Requisit vergangener Jahrzehnte, in denen Begriffe wie Aktionär, Kapitalist oder Spekulant weitgehend als identisch galten.

Die Gründung von Investmentgesellschaften wird man zum Teil als Versuch betrachten können, diese Schwierigkeiten durch die Schaffung eines „weniger belasteten Aktionärstyps“ weitgehend zu umgehen bzw. die Aktienanlage des ihr anhaftenden Odiums der Spekulation zu entkleiden.

Im Zusammenhang mit den Popularisierungsbestrebungen der Aktie werden immer wieder die USA als Vorbild genannt. Mit gutem Recht, denn in den Vereinigten Staaten ist die Aktie tatsächlich das Anlagepapier. Keith Funston, der Präsident der New Yorker Stock Exchange, der größten Börse der Welt, hat kürzlich in Paris erklärt, daß eine wichtige Tatsache im Begriffe sei, die amerikanische Wirtschaft umzugestalten. „Sie (die Tatsache) besteht in der fortschreitenden Entwicklung dessen, was man als ‚Volkskapitalismus‘ bezeichnen kann. Er ist dadurch gekennzeichnet, daß im Verlauf der letzten Jahre Millionen von Amerikanern mit überwiegend bescheidenen oder mittleren Einkommen ihr Geld in Aktien anlegen.“ Die Vorteile eines solchen Volkskapitalismus liegen vor allem im sozialen Bereich.

Durch das jährliche Hinzukommen von Hunderttausenden von Neuaktionären, die sich weitgehend aus kleineren und mittleren Einkommensbeziehern zusammensetzen, wird für die Gesamtwirtschaft ein ungemein wichtiger verteilungspolitischer Effekt erzielt.

Der Volkskapitalismus hat aber noch aus einem anderen Grunde eine wirtschaftliche Bedeutung, nicht nur für die USA, sondern auch für die übrigen Länder der westlichen Welt. Wie Funston betonte, rechne man in den USA für die kommenden zehn Jahre mit einem industriellen Investitionsbedarf von 300 Mrd. Dollar. Ein Teil dieses Betrages werde durch Obligationen, ein Teil durch Selbstfinanzierung, mindestens aber 60 Mrd. Dollar müßten durch die Emission von Aktien aufgebracht werden. Das ist ein Kapitalbedarf, der den nach den Ausführungen

Funstons seit Kriegsende bis 1955 aufgebrauchten Betrag um rund 200 Prozent übertrifft. Bei derartigen Kapitalwünschen der Industrie nimmt es nicht wunder, daß man den Aktionär in den USA besonders „pfl egt“.

Selbst wer den Umgang mit „großen Zahlen“ gewohnt ist, wird über die Tatsache überrascht sein, daß bei den 500 größten amerikanischen Aktiengesellschaften — der Zeitschrift „Fortune“ zufolge — 10,33 Mill. Aktionären 8,60 Mill.

stehen neben gewissen technischen Schwierigkeiten (Stückelung u. a. m.) vor allem die Tatsachen entgegen, daß die Aktie, das klassische Finanzierungsmittel der Industrie, in weiten Kreisen auch heute noch relativ unbekannt ist. So hat beispielsweise die Umfrage eines deutschen Nachrichtenmagazins ergeben, daß nur fünf Prozent der Befragten eine konkrete Vorstellung über die Aktie hatten; der weitaus größte Prozentsatz konnte dagegen keine oder nur falsche Angaben machen. In diesem Zusammenhang scheint uns ferner das auf dieser Seite veröffentlichte Rundfunkgespräch interessant, in dem maßgebliche Vertreter der verschiedenen politischen Parteien ihre Meinung zum Thema „Volkskapitalismus durch Aktienbesitz“ sagten. Gesprächspartner waren Dr. Fritz Hellwig (CDU), Dr. Heinrich Deist (SPD) und Hans Joachim Arndt (FDP). Gesprächsleitung: Dr. John Brech (Westdeutscher Rundfunk).

Beschäftigte gegenüberstehen, die Zahl der Miteigentümer und Risikoträger mithin also größer ist als die Zahl der Beschäftigten. Bei 54,9 Prozent der in dieser Zeitschrift genannten Aktiengesellschaften gab es mehr Aktionäre als Beschäftigte. Von der New Yorker Effektenbörse wurde die Gesamtzahl der amerikanischen Aktionäre auf rund 8 Millionen geschätzt. Der Unterschied zu den obengenannten 10,33 Millionen erklärt sich aus dem Umstand, daß viele Aktionäre nicht nur bei

einem, sondern bei mehreren Unternehmen beteiligt sind.

Wie weit wir in der Bundesrepublik jedoch von einem Volkskapitalismus amerikanischen Stils entfernt sind und vor allem, welche Schwierigkeiten einer solchen Entwicklung entgegenstehen, zeigt das Ergebnis einer Umfrage des Ifo-Instituts für Markt- und Meinungsforschung. Das Institut hat im Mai dieses Jahres einem repräsentativen Querschnitt der westdeutschen Bevölkerung folgende

Fortsetzung nächste Seite oben

Diskussion um den „Jedermann-Aktionär“

Dr. Brech: Miteigentum in seiner besonderen Form einer Ausgabe von Aktien an Mitglieder der Belegschaft oder andere Interessenten ist durch einen im Bundestag vorliegenden Antrag der CDU/CSU und der DP auch politisch aktuell geworden. Eine Befragung des Allensbacher Instituts für Demoskopie unter Anhängern der SPD ergab, daß 38% der Befragten die Ausgabe von Kleinaktien des Volkswagenwerks begrüßten, während 18% eine solche Maßnahme ablehnten. 44% äußerten keine eigene Meinung.

Dr. Hellwig: Der Antrag, den Sie erwähnten, ist aus mehreren Gründen vorbereitet worden. Ich will hier nur auf jenen Grund eingehen, der mit diesem Thema zu tun hat, nämlich Miteigentumsbildung durch breite Streuung von Aktien auch in der breiten Masse kleinerer Sparer, um dadurch zwei Ziele anzustreben: einmal neben den bekannten Formen des Sparens auch dem Aktienwerb eine breitere Basis zu geben, zugleich aber auch durch die Erweckung des Interesses der Arbeitnehmer an der Sachvermögensbildung in der Wirtschaft die ganze Problematik der Kapitalbildung in der Wirtschaft auf eine neue Grundlage zu stellen. Insoweit ist Miteigentum durch Volksaktien eine der Formen der Eigentumsbildung, die aber deswegen ihre besondere Bedeutung erlangt, weil die kommenden Kapital- und Finanzierungsaufgaben der Wirtschaft eine breitere Grundlage aus der Sparkraft des ganzen Volkes brauchen.

Dr. Arndt: Daß viel mehr Menschen als bisher an der Vermögensbildung der Wirtschaft beteiligt werden müssen, ist gar keine Frage, und zwar sowohl an der Geldvermögensbildung als auch an der Sachvermögensbildung. Ich würde es aber begrüßen, wenn die sachliche Diskussion darüber erst

etwas ausreife. Wir würden es als gefährlich erachten, wenn die notwendige Verstärkung des Aktiensparens jetzt mit der Überlegung betrieben würde, Sachwerte seien sicherer als Geldwerte. Beide Sparmöglichkeiten sollten — übrigens auch steuerlich — gleichrangig behandelt werden. Eine Aktie sollte jederzeit verkäuflich und jedermann zugänglich sein.

Dr. Deist: Wie sieht das Bestimmungsrecht in einer Aktiengesellschaft aus, die 60000 kleinere und mittlere Aktionäre zählt? Entweder ist in der Hauptversammlung ein Großaktionär da, und wenn der nur 6 oder 7% der Aktien hat, dann hat er das Übergewicht gegenüber den anderen 60000, die im Schnitt weniger als 1 oder 1/2% des großen haben; oder aber es ist kein Großaktionär da, dann kommt bei uns zwangsläufig das Depotstimmrecht der Großbanken zum Zuge. Es entsteht also kein sehr starker Einfluß dieser großen Zahl von Aktionären.

Dr. Hellwig: In den USA hat sich eine merkwürdige Entwicklung abgezeichnet. Als in den großen Gesellschaften wenige Aktionäre vorhanden waren, konnte es vorkommen, daß über ihre Interessen, vor allem ihren Anspruch auf eine Dividende, die Verwaltung — gestützt auf irgendeine herrschende Gruppe — hinwegging. Das konnten diese Gesellschaften nicht mehr, als Zehntausende von Aktionären da waren. Je mehr Aktionäre da sind, und in Amerika gibt es ja Aktiengesellschaften mit 400000 Aktionären, um so stärker ist die öffentliche Meinung an der Entwicklung dieser Gesellschaft interessiert. Und über diese gewichtige öffentliche Meinung kann auch eine Verwaltung nicht mehr hinweggehen. Nach unserem Gesetzentwurf soll durch Banken nicht mehr als ein Drittel aller Stimmrechte verdeckt wer-

den können. Das gleiche soll für die Investment-Gesellschaften gelten.

Dr. Arndt: Die Aktie wird heute immer noch doppelt besteuert, in den USA wird sie das nicht. Wenn z. B. heute eine Aktie gekauft oder verkauft wird, kommen vier verschiedene Kostenelemente darauf. Der Papierkrieg könnte einen Menschen, der eben bloß 100 oder 500 Mark in Aktien sparen will, abschrecken, das zu tun.

Dr. Hellwig: Ich bin der Meinung, daß die Kapitalertragssteuer fallen kann, weil sie gerade den Kleinaktionär, der nicht zur Einkommensteuer veranlagt wird, tatsächlich mehr belastet. Vor allem aber meine ich, es sollte nicht gewartet werden, bis alle diese Gesetzgebungsarbeiten vorliegen, sondern ich glaube, man sollte an die großen deutschen Aktiengesellschaften, die ja selbst z. T. schon Zehntausende von Aktionären haben, die Aufforderung richten, die Pflege des Aktionärs durch Unterrichtung über das Unternehmen (Vorbereitung der Hauptversammlungen, Erläuterungen zum Geschäftsbericht und zur Bilanz) ernster zu betreiben, als das an manchen Stellen geschieht.

Dr. Deist: Die Frage ist: Prägt sich eigentlich die Tätigkeit, daß jemand durch eine Aktie Eigentum erwirbt, darin aus, daß er Dividende bekommt? Bedeutet Eigentum nicht eigentlich, daß er über irgendetwas verfügen und irgendetwas zu sagen hat? Es ist ein wichtiges Problem, daß nach der Struktur der großen Aktiengesellschaft der Aktionär Eigentumsrechte und Verfügungsrechte, wie sie normalerweise der hat, den wir als Eigentümer sehen, eben nicht mehr hat. Und insofern ist es für mich sehr interessant, daß wir eigentlich alle drei der Überzeugung sind, daß die Unternehmen eine viel größere Publizität haben müßten.

Frage vorgelegt: „Angenommen, Sie hätten Geld gespart und wollten es anlegen: Was meinen Sie, wie Ihr Geld am besten angelegt wäre?“ Der überwiegende Teil der Befragten, nämlich 75 Prozent, nannte den Erwerb von Haus- und Grundbesitz, und nur 6 Prozent entschieden sich für Aktien und sonstige Wertpapiere, im weiten Abstand hinter Bank- und Sparkassenguthaben. Dies, obwohl der Aktienbesitz beim Währungsschnitt bei weitem am besten „davongekommen“ ist.

Die erst im Anlaufen befindliche Automatisierung wird einen immer weiter zunehmenden Kapitalbedarf auslösen. In Auswertung der Er-

kennnisse, die man in den vergangenen Jahren auf dem Kapitalmarktgebiet reichlich sammeln konnte, sollte man sich darüber klar sein, daß hier eine Pflege in dem bisherigen Ausmaß nicht annähernd die Voraussetzungen für die Aufbringung der notwendigen Kapitalien schaffen kann. Mit den bisherigen Methoden dürfte man nicht weiterkommen. Alle Stellen, die jetzt oder in Zukunft Kapital benötigen, sollten sich intensiv mit dem Gedanken beschäftigen, wie sie — ähnlich dem Beispiel, das uns die USA geben — möglichst breite Kreise für die Aufbringung der erforderlichen Kapitalien heranziehen können.

Rationalisierung der Büroarbeit

Von John Kerigan, New York

Neben der großen technischen Revolution in der Industrie bahnt sich in den Vereinigten Staaten noch eine andere Umwälzung in den herkömmlichen Arbeitsmethoden an: die weitgehende Mechanisierung der Büroarbeit. Allerdings hieße es diese Entwicklung überbewerten, wollte man auch hier von einer umfassenden technischen Revolution sprechen. Denn selbst die größten Veränderungen in der routinemäßigen Büroarbeit durch den Einsatz von voll- und halbautomatischen Maschinen bedeutet doch kaum mehr als die Modernisierung einer Arbeit, die sich bislang gegenüber Neuerungen als ziemlich unzugänglich erwies.

Von den Büroangestellten selbst wird die Mechanisierung der Büroarbeit deshalb schon lebhaft begrüßt, weil sie die nerventötende Monotonarbeit beseitigt und bei weitgehender Ausschaltung möglicher Fehlerquellen den Arbeitsplatz interessanter gestaltet. In Zukunft werden Maschinen vollkommen automatisch variantenreiche Routinebriefe schreiben, Beschäftigungs-, Produktions- und andere Nachweise in vereinfachter Form und weitaus schneller als bisher führen, und nur schreibfischgroße Elektronenhirne werden Rechenoperationen und Buchhaltungsaufgaben in einem Bruchteil der Arbeitszeit fertigstellen, die die heutigen mechanischen Maschinen dafür benötigen; und weiter werden andere Geräte für einen erheblich genaueren und schnelleren Arbeitsablauf sorgen.

Wie auch aus den verschiedenen statistischen Erhebungen eindeutig hervorgeht, war eine

durchgreifende Modernisierung der Büroarbeit schon seit langem „fällig“. In den Produktionsbetrieben zum Beispiel hat sich der Ausstoß in den vergangenen zehn Jahren bei einer Zunahme der Arbeitskräfte um nur drei Prozent um fast die Hälfte (45 %) erhöht. Im Gegensatz dazu stieg die Zahl der Büroangestellten in diesem Zeitraum sprunghaft und weitaus stärker an als in allen anderen Berufszweigen. Während vor einem Jahrzehnt noch 10 Büro- und Schreibkräfte auf 100 Produktionsarbeiter kamen, sind es heute bereits 16.

Bezeichnend für die Entwicklung ist auch die Tatsache, daß es in den Vereinigten Staaten heute schon mehr Büroangestellte als landwirtschaftliche Arbeitskräfte gibt, und das Heer der „white collar clerks“ bereits halb so groß ist wie das der Industriearbeiter.

Die Lösung dieses Problems ist mithin eine Lebensfrage der amerikanischen Industrie. Doch daß man mit diesem Problem fertig wird, ist bereits schon jetzt unsicher zu erkennen. Denn immer mehr zeichnen sich die Auswirkungen der Mechanisierung in den Büros ab. Eine fortschrittliche und auf Erfolg eingestellte Wirtschaft kann es sich einfach nicht leisten, menschliche Arbeitskraft zu vergeuden, d. h. Menschen mit Arbeiten zu beschäftigen, die schneller, einfacher und auf die Dauer wesentlich billiger maschinell erledigt werden können. Der amerikanische Büroangestellte hat diese Entwicklung erkannt und fördert sie; fühlt sich dadurch jedoch keineswegs bedroht.

ROUTINE

In jedem Beruf, der ausgeübt wird, bildet sich mehr oder weniger die Routine als Arbeitselement heraus. Das gilt nicht nur für die handwerksmäßige Berufsausübung, sondern auch für die geistige. Briefe, die man hundertmal geschrieben hat, schreibt man zum hundertunderstenmal eben routiniert. Zwischen Routine und Schema F besteht aber noch ein gewichtiger Unterschied. Wer routiniert arbeitet, braucht durchaus nicht nach einer Vorlage, nach einem Schema zu arbeiten.

Der Routinearbeiter befindet sich nun ständig in der großen Gefahr, innerlich zu verkramphen. Die Routine hat ihn bestimmte Wege, Denkweisen usw. einschlagen lassen. Weshalb soll er jetzt umschalten! Aus der Organisationsarbeit der Betriebe wissen wir, daß beispielsweise Buchhalter, die bestimmte Vorgänge routinemäßig erledigen, kaum dazu zu bringen sind, ein rationelleres Verfahren, das ihnen selbst auch Arbeiterleichterung brächte, einführen zu lassen. Wir wollen hier durchaus kein Pamphlet gegen die Routine schreiben, nur scheint uns die Mahnung am Platze zu sein, daß jeder, der nun einmal in seinem Beruf routiniert arbeiten muß, sich dieses Zustandes bewußt sein soll. Wem es gelingt, die Gleichförmigkeit seiner Arbeit bei bestimmten Anlässen zu durchbrechen, der ist erst der wahre Beherrscher der Routine.

Dieser Durchbruch kostet selbstverständlich eine gewisse Anstrengung; denn es ist doch so schön, im alten Geleise zu fahren, möglichst nicht nachzudenken und dem genormten Tagesablauf freu zu bleiben. Die Abkehr vom Arbeitstrott erfordert Selbstdisziplin und eine gehörige Portion Energie, die aufzuwenden ist, um die „lieben Gewohnheiten“ aufzugeben. Die Ideenreichen werden sich zwar der Routine immer bedienen, ihr aber mißtrauisch gegenüberstehen; sie ist Freund und Feind zugleich.

Aus „Der Aufstieg“

40 Zentner sind kein Pappenstiel

Sechs Fälle, in denen Sicherheitsschuhe den Fuß retteten

Eine zwölf Zentner schwere Abdeckplatte wurde transportiert. Plötzlich löste sie sich und fiel aus etwa ein Meter Höhe dem Schlosser Augenstein aus dem Maschinenbetrieb Feinisenstraße auf den Fuß. Eine Zehe wurde gebrochen. Aber was wäre geschehen, wenn der Kollege Augenstein keine Sicherheitsschuhe getragen hätte? Die Zwölf-Zentner-Platte hätte ihm bestimmt alle Zehen abgeschlagen.

Schlosser Kukewitz vom Maschinenbetrieb NO war mit Reparaturarbeiten an einem Pfannenbock beschäftigt. Plötzlich riß das Aufhängeseil: der zwanzig Zentner schwere Bock fiel dem Kollegen

Kukewitz direkt auf den Fuß. Glücklicherweise trug er Sicherheitsschuhe. Die Stahlkappe des Sicherheitsschuhes nahm das Fallgewicht auf — die Zehen blieben unverletzt. Ohne Sicherheitsschuhe — das ist bei einem Gewicht von einer Tonne auf dem Fuß leicht auszumalen.

Maurer Gewähr vom Baubetrieb WO spritzte mit dem Preßlufthammer eine Wand ab. Durch die Erschütterung mit dem Preßlufthammer löste sich ein etwa drei Zentner schwerer Heizkörper von der Wand und fiel dem Maurer auf den Fuß. Aber Kollege Gewähr trug Sicherheitsschuhe. Es war sein Glück. Mit geringfügigen Fußverletzungen, die

nicht der Rede wert waren, kam er davon.

In der Grobblech-Zurichterei: Bleche wurden angehängt. Dabei rutschte ein Blech im Gewicht von rund zwei Tonnen ab und fiel dem Verlager Wiederschein auf den Fuß. Er trug Gott sei Dank Sicherheitsschuhe. Aber 40 Zentner sind kein Pappenstiel. Der Schlag war so stark, daß der Sicherheitsschuh aufplatzte. Aber vor Verletzungen wurde der Fuß durch den Sicherheitsschuh bewahrt.

Im Radsatzwerk mußten Radreifen beschriftet werden. Dabei wurde ein sechs Zentner schwerer Radreifen

von einem vorbeifahrenden Sauerstoffwagen umgeworfen. Der Reifen fiel dem Verlager Herkendell so unglücklich auf die Fußspitze, daß das Leder des Schuhs aufgerissen wurde. Es war ein Sicherheitsschuh. Die Stahlkappe hielt den Schlag aus: Kollege Herkendell blieb unverletzt.

Und zu guter Letzt: beim Verladen von Dolomitsteinen auf den Hubstapler senkte sich plötzlich der mit einer Tonne belastete Tisch und schlug dem Verlager Schirmacher auf den Fuß. Der Druck des Tisches war so groß, daß die Stahlkappe im Sicherheitsschuh zurückgedrückt wurde. Sie hielt aber die Belastung aus. Der Fuß wurde nicht verletzt.

Ideen tragen Zinsen

Wie gute Gedanken entwickelt und genutzt werden können

Kleine, große und umwälzende Ideen bestimmen die Entwicklung der Wirtschaft, ja unser gesamtes Leben. Kurz: Wir leben im Zeitalter der Ideen. Viele möchten mit eigenen Ideen in diesen „Zug der Zeit“ einsteigen, denn heute kann jeder an dem großen Ideen-Geschäft teilhaben, gleichgültig ob er Arbeiter oder Angestellter ist. Gute Ideen werden überall gebraucht und tragen Zinsen, im Handel ebenso wie in der Industrie. Früher umgab man das schöpferische Denken mit einer Gloriette und erklärte, es sei „nur wenigen Menschen“ gegeben. Heute ist durch das betriebliche Vorschlagswesen jeder aufgerufen, an ihm teilzunehmen. Amerikanische Universitäten erhoben dieses „Creative Thinking“ bereits zu einem Lehrfach. Einer der bekanntesten Lehrer dieses Fachs ist Robert P. Crawford. In seinem im vorigen Jahr im Econ-Verlag in deutscher Übersetzung erschienenen Buch „Ideen tragen Zinsen“ berichtet er von zahlreichen Menschen, die mit bedeutenden oder zunächst nur unbedeutenden Ideen sich einen Namen machten. Er zeigt auch, wie ihnen dies gelungen ist, wie man seine Gedanken steuern oder wie man selbst beim Aufstehen, beim Rasieren oder beim Spazierengehen zur Lösung von Problemen gelangen kann. In diesem Sinne ist das Buch, aus dem wir mit Hinblick auf unser Vorschlagswesen nachstehend eine allgemeine Betrachtung veröffentlichen, ein Appell, die Kunst des schöpferischen Denkens bei uns selbst zu entwickeln, um uns in die Lage zu versetzen, die oft auf der Straße liegenden Chancen wahrzunehmen.

Wir leben im Zeitalter der Ideen. Überall, wohin du blickst, wirst du daran erinnert. Du gehst über die Straße — und was siehst du? Neue Geschäftshäuser, fast ganz aus massivem Glas. Die neue Kirche mit ihren hypermodernen Wänden. Schaufenster voll von Fernsehgeräten und Dächer mit Fernsehantennen gespickt. Du greifst nach einer Zeitschrift, und was findest du? Nicht nur Reportagen und Artikel berichten von neuen Ideen, sondern auch Anzeigen. Sie preisen alles an, von der automatischen Waschmaschine bis zur Karies bekämpfenden Zahnpasta. Überall: Neuheiten und nochmals Neuheiten. Scharfsinn und nochmals Scharfsinn. Beweglichkeit und nochmals Beweglichkeit. Überall: Nützlichkeit und nochmals Nützlichkeit. Kleine Ideen und große Ideen. Jeder hat sie oder hofft sie zu bekommen. Aber nicht nur die zivilisierte Menschheit in ihrer Gesamtheit, sondern auch jeder einzelne von uns benötigt Ideen.

Heutzutage ist die Jagd auf Ideen offen. Über 5000 amerikanische Firmen betreiben Anregungssysteme zur Prüfung der von Arbeitern und Angestellten eingereichten Ideen. Es gibt in Amerika sogar einen Nationalverband für das Vorschlagswesen mit dem Sitz in Chicago. Die Autofirma General Motors sichert sich jährlich rund 30000 brauchbare Ideen von ihrer Belegschaft. Jede vierte der eingereichten Ideen ist verwendbar. Bis heute hat die Firma über 9 Millionen Dollar für Anregungen von Werksangehörigen ausbezahlt. Keiner kann also sagen, Durchschnittsmänner oder -frauen könnten keine neuen Dinge ersinnen.

„Was können mir Ideen bedeuten?“ Geld? Ja, viele Menschen haben ein Vermögen durch Ideen verdient. Den Betrieb hochzubringen und seinen Niedergang zu verhindern? Gewiß, schon manche Idee hat einen Betrieb groß gemacht. Freude am Erfolg? Ja, etwas Erfolg muß man schon haben, um den Mut nicht zu verlieren und bei guter Laune zu bleiben. Die meisten Menschen — das kann nicht geleugnet werden — interessieren sich vorwiegend für die finanziellen Perspektiven der Angelegenheit. Auf gut deutsch: für Mark und Pfennige. Das ist durchaus kein unwürdiges Streben, denn wer die Menschheit kennt, weiß, daß der Mangel an Geld mindestens ebenso oft die Wurzel eines Übels ist wie die Gier nach Geld. Und Ideen brauchen die Menschen in fast jedem Beruf, ob sie irgend etwas erfinden oder eine neue Arbeitstechnik entwickeln wollen, die ihre Zukunft aussichtsreicher machen könnte. Oder ob sie in ihrer gegenwärtigen Stellung mehr leisten wollen. Wer Ideen hat, wird oft in erster Linie einen Posten

erhalten. Am meisten wird in jeder Branche eine Idee geschätzt werden, die den Umsatz hebt oder die Herstellungskosten senkt. Das ist immer noch der kürzeste Weg zu Aufstieg und Erfolg.

Jeder, so scheint es, spricht über Ideen, aber wenige erklären genau, wie man sie entwickeln kann. Was ist überhaupt eine Idee? Unser Freund, das Wörterbuch, sagt, eine Idee ist „jedes Produkt geistigen Erfassens oder geistiger Tätigkeit“. Es kann auch ein „Begriff“ oder eine „Vorstellung“ sein oder eine „Absicht oder Plan“, oder ein „geistiges Bild“, das „Urbild des Guten — Wahren — Schönen“, ein „Ideal“. Meine eigene Definition gefällt mir besser. „Eine Idee ist der geistige Funke, der das Gasmisch zündet und unser ‚Idee-Mobil‘ in Gang setzt.“ Und wenn es erst einmal angesprungen ist, kann es uns in vielen Richtungen und an viele bisher unbekannte Orte bringen.

Es gibt zwei Wege, um erfolgreich Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben. Der eine führt über die Inspiration, der andere über rein mechanische Fertigkeit. Viele Bücher über schöpferisches Denken waren ganz auf die Inspiration abgestellt, nach dem Grundsatz: „Was Krause kann, das kannst du auch“. Natürlich, wenn du genügend Energie und Begeisterung mitbringst, wirst du auch etwas erreichen. Aber das ist nur ein Teil des Ganzen. Das bloße Spiel mit Ideen, ohne daß man das Verfahren kennt, ist, als versuche man, auf gut Glück ein Auto zu bauen. Vielleicht schaffst du es am Ende wirklich, aber es wäre bedeutend leichter, wenn du von Anfang an wüßtest, wie es gemacht wird.

Worin besteht das Verfahren? Originell zu sein, bedeutet oftmals nur, richtig zuzupacken und die Merkmale einer Sache auf das zu übertragen, was vor dir liegt. Dabei sei gleich festgestellt: das ist nicht etwa Imitation. Wenn du nichts ändern würdest, wäre es schlicht und einfach Nachahmung. Du könntest zwar sagen, die Übertragung eines Verfahrens in Bausch und Bogen von einem anderen Produktionszweig auf den eigenen sei bereits schöpferisch, da du ja das Anwendungsgebiet geändert hast. Was bei diesem schöpferischen Prozeß herauskommt, würde jedoch vom Standpunkt der Allgemeinheit dieselbe alte Sache sein. Nachahmung ist weder besonders anständig, noch erhöht sie deinen Kredit. Überall in Europa gibt es wunderbare Bilder. Sie sind so hervorragend gemacht, daß selbst die Experten sie kaum von den Originalen unterscheiden können. Es sind aber nur Kopien, und sobald das bekannt ist, fällt ihr Wert ins Bodenlose. Hunderte von Kinkerlitzchen werden

in 50-Pfennig-Geschäften oder Warenhäusern billig verkauft, weil sie nur Nachahmungen des Originals sind.

Denke daran: der schöpferische Prozeß ist nicht gemeinhin eine Sache der Kombination, wie einige Psychologen der alten Schule etwas vage behauptet haben. Kombination bedeutet nur das Zusammenfügen von zwei oder mehreren Dingen. Du wirst vielleicht sagen, Merkmale oder Kennzeichen zu übertragen sei auch eine Art Kombination, aber diese Antwort wäre nur eine rückblickende psychologische Betrachtung, nachdem der schöpferische Vorgang bereits abgeschlossen ist. Das Kombinieren bringt dich keineswegs immer voran, denn du weißt ja gar nicht, was du in erster Linie zusammenfügen sollst. Es führt zu nichts, abgesehen von gelegentlichen Zufällen. Du kannst Mülleimer mit Sofas kombinieren, Tinte mit Speiseeis oder Bürgersteige mit Schreibschubladen und erhältst nichts Brauchbares. Beim Spiel mit Kombinationen kommt nur hin und wieder etwas heraus. Auch die Welt schreitet nicht einfach nach dem Prinzip von Kombinationen fort. Sie entwickelt sich vielmehr organisch im Zuge ständiger Anpassung.

Das Verfahren, das wir umrissen haben, umfaßt drei Stufen. Wir betrachten einen Gegenstand (Verfahren oder Idee). Von ihm wählen wir etwas Außergewöhnliches oder eine bemerkenswerte Eigenschaft oder eine Zutat aus. Dann übertragen wir dieses Kennzeichen auf eine andere Sache, und wir haben etwas Neues geschaffen. Nun gefällt uns vielleicht das, was wir schon besitzen, sehr gut. Statt einer seiner Eigenschaften wegzunehmen, geben wir ihm lieber eine fremde hinzu. Wir können diese Eigenschaft gegen eine vorhandene austauschen oder sie einfach hinzufügen. Das ist jedoch nur eine andere Betrachtungsweise ein und desselben Verfahrens. Die Dinge, die du vor dir hast, wertest du stets nach ihren Merkmalen, Kennzeichen und Eigenschaften. Wenn du das sinnvoll tust, gelangst du dadurch auch zu eigenen und wünschenswerten Ergebnissen.

Vor vielen Jahren war die allgemeine Ansicht über das schöpferische Denken: eine glänzende Idee kommt wie ein Blitzstrahl und ein Donnerschlag. Aber niemand erklärte genau wieso. Später vertrat man eine andere viel gepriesene Technik des schöpferischen Denkens. Man legte sich einfach schlafen und wachte mitten in der Nacht mit einer Millionen-Idee auf. Das Pech bei der ersten Auffassung war, daß der Blitz nicht gerade viele traf. Und die zweite bildete eine zu große Versuchung. Tausende von Menschen waren müde und schläfrig, und diese Technik war nachgerade zu schön, um wahr zu sein. Da der Donnerschlag ausblieb, entschlossen sie sich, ein Nikkerchen zu machen. Sie schlummerten süß, aber 99,99 Prozent kamen nicht auf die Millionen-Idee. Es gibt Menschen, die sind einfach nicht damit zufrieden, Dinge auf gewöhnliche Weise zu tun. Sie wollen Wunder. Natürlich möchte jeder gern eine große Idee entwickeln, ohne den Finger krumm zu machen. Sogar der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten hat erklärt, eine Erfindung sei „ein Genieblitz, eine Augenblicks-Lösung“. Allerdings würden Tausende von erfolgreichen Erfindern, die in Kellern und Garagen geschuftet und geschwitzt haben, eine ganz andere Entscheidung fällen als der Oberste Gerichtshof.

Wie kann man den Entdeckungsprozeß beschleunigen? Wie kann man rascher eine Aufgabe bewältigen? Wie kann man sozusagen auf Touren kommen? Ich behaupte, daß die meisten Menschen ihre geistigen Fähigkeiten nur zu 25 Prozent ausnutzen und kaum einen Bruchteil von dem leisten, was sie leisten könnten. Die Tragödie des Lebens besteht nicht in einem Mangel an Verstand oder Wissen, sondern darin, daß wir das, was wir besitzen, so wenig nutzen. Schuld daran ist größtenteils die Unkenntnis, wie sich Ideen entwickeln lassen. Zum Teil liegt es aber auch daran, daß man einfach sagt, man habe keine Kraft, etwas zu tun.

DEUTSCHE IM AUSLAND

Versuch einer Klärung von Thaddäus Troll



Wir stecken mitten drin in der Urlaubszeit. Überall werden Ferienpläne verwirklicht. Nicht wenige von uns reisen sogar ins Ausland, nach Holland, Frankreich, Italien oder gar nach Spanien. Aber sind wir als Deutsche überall gern gesehen? Oder haben wir nicht alle Schuld daran, daß man uns hier und da über die Schulter ansieht? In amüsantem Plauderton versucht hier Thaddäus Troll diese Fragen zu läutern.

Deutsche im Ausland: Betrachten wir das einmal von draußen her. Da sind sie also wieder! Es ist noch gar nicht lange her, da kamen sie mit einer imposanten Reisegesellschaft, deren Mitglieder sich durch Gewehre statt Pässe legitimierten. Und im Gefolge dieser Reisegesellschaft kamen die Polizei, der Sicherheitsdienst und die Aushebungskommandos für Fremdarbeiter.

Heute ist von Stockholm bis nach Tetuan eine friedliche Völkerwanderung ausgebrochen. Der Deutsche, der seinen Freunden erzählt, er verbringe seinen Urlaub im Bayrischen Wald, wird als Snob belächelt. Bekannte, die er das ganze Jahr nicht sieht, trifft er bestimmt auf Mallorca. Die Deutschen sind wieder da! Jetzt kommen sie als Gäste, als zahlende Gäste. Statt mit dem Karabiner reisen sie jetzt mit dem Koffer aus Rindsleder; aber im Gepäck ist ihre Vergangenheit.

Der Deutsche im Ausland — wenn das für den einzelnen kein psychologisches Problem ist! 1907 sagte uns unser Kaiser, am deutschen Wesen werde die Welt genesen. Sieben Jahre später kam eine böse Krankheit über die Welt, und es dauerte lange, viel länger als nach dem letzten Krieg, bis die Welt vom deutschen Wesen genesen war. Dann gab es eine stille Zeit, aber bald kam der fanatische Kleinbürger aus Braunau. Er und seinesgleichen verliehen den Deutschen das Prädikat des Herrenmenschen so freigebig, wie heute das Bundesdienstkreuz verliehen wird. Das Genie aus Braunau brach einen stattlichen Krieg vom Zaun, schickte seine Herrenmenschen über die Grenze und brachte, gelinde gesagt, nur Unheil über unsere Nachbarn. Manches ohne unser Wissen,

aber alles in unserem Namen. Ich erinnere mich eines Gesprächs unter Soldaten, das wir 1944 hatten. Damals war uns klar: Auch wenn wir diesen Krieg überlebten, eines erlebten wir nie mehr — daß man uns jemals wieder ins Ausland lasse.

In den Jahren nach 1945 wurden wir von unseren Befreiern wie gefallene Mädchen von jungfräulichen Gouvernanten behandelt. Aber schnell und ohne unser Verdienst wandelte sich unsere Rolle: aus den schwer erziehbaren Asozialen lobte man uns zu Musterknaben der Demokratie hoch.

Da sind wir nun: Und man duldet uns wieder. Man erträgt uns mit überraschender Freundlichkeit. Wir sollten aber nach mehr trachten, danach, daß man uns sympathisch findet.

Dabei ist der deutsche Tourist nicht mehr als ein Exportartikel — „Wir kaufen eure Autos, eure Nähmaschinen, euer Kinderspielzeug — schickt uns dafür eure Touristen!“ Der Deutsche im Ausland ist nur ein Posten in der Handelsbilanz, der Saldo im Verrechnungsabkommen. Er hat das Guthaben zu verzehren, welches das deutsche Wirtschaftswunder in Devisen angelegt hat. Er wird im wahrsten Sinne des Wortes in Kauf genommen. Außerdem aber hat er die unbequeme Aufgabe, unser moralisches Guthaben wieder auszugleichen.

Das ist nicht einfach. Jahrzehntelang bedeuteten wir für das Ausland Unruhe, Angst und Bedrohung; es sind nicht die schlechtesten Deutschen, die das nicht vergessen haben. Schwieriger sind die, die sich ständig rechtfertigen wollen. Sie treten draußen mit lautem Selbstbewußtsein auf. Sie verbreiten den törichtsten Unsinn, daß das Ausland „auf unsere Tüchtigkeit neidisch“ sei.

Aber auch die Reaktion des Auslandes auf das Come-back der Deutschen ist so widerspruchsvoll, daß es die innere Sicherheit des Reisenden nicht stärkt. Darf ich als Illustrator ein paar Erlebnisse zitieren:

In Avignon erklärte mir ein freundlicher Mann, er liebe die Deutschen, weil Hitler ein weitsichtiger Staatsmann gewesen sei, da er das einige Europa, das heute in den letzten Zügen liege, habe schaffen wollen.

In Oslo entfuhr es einem norwegischen Verkehrspolizisten angesichts einer Kolonne deutscher Reiseautobusse: „... als ob wir nicht schon genug Scherereien mit den Deutschen gehabt hätten ...“

Ein holländischer Student, den wir im Wagen von den Haag nach Amsterdam mitnahmen, sagte uns, er erschrecke jedesmal, wenn er ein Wort Deutsch höre, weil er nicht vergessen könne, welches Unglück die Deutschen über seine Familie gebracht hätten. Als wir in Amsterdam angekommen waren, blieb er noch den ganzen Tag bei uns, um uns die Stadt zu zeigen und um das Bild, das er sich von den Deutschen gemacht hatte, zu korrigieren.

In Dänemark, wo die Behörden lange Zeit deutschen Touristen das Visum verweigerten, weil sie ihnen eine schlechte Behandlung von seiten der Bevölkerung ersparen wollten, überboten sich die Autofahrer, uns zu helfen, als uns eines Tages das Benzin ausging.

Solche merkwürdigen Reaktionen scheinen nicht jedem zu bekommen. Da gibt es Deutsche, die in der Schweiz erklären, die Eidgenossen hätten Glück gehabt, daß man sie 1940 „nicht

einfach kassiert“ habe. Und auch der Landsmann, der in Holland seiner Frau die Villa zeigen wollte, die er im Krieg beschlagnahmen ließ, ist leider keinem Märchenbuch entsprungen. In einer Gemäldeausstellung in Paris äußerte eine Deutsche im Brustton der Überzeugung, die Malerei von Picasso erinnere sie an das Produkt eines Esels, an dessen Schwanz man einen Pinsel gebunden habe.

So sind die Deutschen!

Ach nein, sie sind nicht so!

Nicht alle sehen in jeder Pariserin eine lockere Dame. Nicht jeder meint, in Italien feilschen zu müssen. Und nicht alle deutschen Touristen sind so sonnenhungrig, daß sie eine Bekleidung wählen, mit der sie auch die bescheidensten und vom Zahn der Zeit angegriffenen Reize geradezu exhibitionistisch zur Schau stellen.

Es gibt solche und solche, und mancher Landsmann hat auch mehr Takt und Diplomatie im Reisegepäck, als in Deutschland üblich ist. Schwieriger wird es, wenn die Deutschen in Scharen auftreten. Wenn ihre Lust zur Organisation sich austobt. Wenn sie in Gesang ausbrechen...

Lassen wir also, wenn wir wieder einmal ins Ausland reisen, den Glauben an die deutsche Tüchtigkeit und an den Neid der anderen zu Hause. Wir sind kein außergewöhnliches Volk — außergewöhnlich ist nur unsere jüngste Vergangenheit. Seien wir etwas weniger deutsch-bewußt und fühlen wir uns etwas mehr als Angehörige der Menschheit. Wer viel reist, bekommt einen weiten Horizont. Ich glaube kaum, daß Menschen mit weitem Horizont den Hitler von 1933 gewählt hätten. Sie hätten ihn vermutlich ausgelacht.

Erste Hilfe für gute Absichten

Wir möchten das Rauchen aufgeben. Ohne irgend-ein Hilfsmittel, ohne ein Zutun von außen her. Wem das gelingt, erhält einen Taler. Es gelingt keinem.

Wir brauchen den Anstoß von außen. Auch wer das Rauchen aufgibt, hat seinen Grund. Entweder spricht der Onkel Doktor ein ernstes Wort — aber schon wirklich ein sehr ernstes —, oder man will sparen und kann sich deshalb keine Zigaretten leisten — man schluckt irgendeine Entwöhnungspille gegen das Rauchen oder sucht sich Arbeit in einer Dynamitfabrik.

Wer sich aber alleine auf seine Charakterstärke und alle sonstigen guten menschlichen Eigenschaften verläßt, raucht heute immer noch so viel wie am Tage seines heiligen Schwures.

Der gute Wille reicht nun einmal alleine meist nicht aus. Manchmal wird er durch andere Umstände zu stark strapaziert (Sie wissen ja: Gelegenheit macht Diebe) — manchmal fehlt er ganz. So sind ja auch Strafen nicht nur als Sühne, sondern auch als Vorbeugung, wenn man will: auch als Abschreckung gedacht.

Was könnte man tun, was könnten wir tun, um im Betrieb und Familie zu besseren Menschen zu werden!

Mehr verdienen — besser leben!

Es gibt Menschen, die bei ausreichendem Verdienst zu besseren Menschen werden. Nicht immer stimmt der recht oberflächliche Spruch: Geld verdirbt den Charakter. Mangel an Geld kann ihn auch verderben. Wer aber in einer solchen Lage nur die Hälfte seiner Kraft, die er zur Bestätigung seines Selbstgefühls benötigt, für die Erweiterung seiner Kenntnisse und Fähigkeiten aufwenden würde, müßte eines Tages zu einem höheren Einkommen gelangen. Es ist nicht jedem gegeben, durch ein freundliches Wesen oder angeborenen Charme den Platz an der Sonne zu erobern. Da helfen dann auch keine gutgemeinten Anleitungen — aber Arbeit kann helfen. Arbeit und Leistung, denn über gute und sehr gute Fähigkeiten geht niemand hinweg.

Mehr Ruhe und mehr Freude!

Manche Menschen leiden mit Genuß. Diese Eigenart — man kann schon sagen Krankheit — ist verbreiteter, als mancher vielleicht annimmt. Hier kann nicht geholfen werden. Allen anderen aber, die unter unerfreulichen menschlichen Beziehungen leiden, sei hier ein kleiner Rat gegeben. Schaffen Sie sich Klarheit. Sehen Sie zu, daß die beruflichen Kompetenzen abgegrenzt werden, wenn bei ihnen die Ursache der Feindseligkeiten zu suchen sind. Stellen Sie den Schreibfisch um, wenn Sie langsam einen „Pupillen-Komplex“ bekommen, arbeiten Sie auf reine räumliche Trennung hin, wenn ein ständiges Nebeneinander Arbeit und Leben belasten. Kein Lächeln an der Oberfläche ersetzt Ihnen sauber abgegrenzte Verhältnisse.



Sicherer und gesünder!

Setzen Sie alles daran, daß Umstände, die Ihre Gesundheit durch Unfall oder Erkrankung belasten könnten, beseitigt werden. Oft sind es nur Kleinigkeiten, zum Beispiel Zugluft, schlechtes Licht und schlechte Sicht. Unfallverhütung ist eine gute Einrichtung, aber sie muß auch durch Ihre Mithilfe unterstützt werden. Machen Sie auf gesundheitsschädliche Einwirkungen vorher aufmerksam und nicht erst auf einer Postkarte aus dem Krankenhaus. Wenn Sie auch durch Krankheit oder Unfall keine großen finanziellen Einbußen haben, beides bringt



Ihren Lebens- und Arbeitsrhythmus durcheinander. Im Werk mögen Sie einen Vertreter haben, Ihre privaten Aufgaben nimmt Ihnen aber niemand ab. Und schließlich ... der Papierkrieg, der sich besonders einem Unfall anschließt, ist oft unangenehmer als der gequetschte Daumen.

Zeit gewinnen — Sorgen verlieren!

Man sagt Churchill nach, daß er die Devise habe: gehe nicht, wenn Du stehen kannst, stehe nicht, wenn Du sitzen kannst, sitze nicht, wenn Du liegen kannst.

Diese einfache Formel läßt sich auch auf unsere Arbeit allgemein anwenden. Wieviel Leerlauf mag es bei uns geben! Wie viele Briefe ließen sich sparen, wie viele Gänge vermeiden. Ich spreche hier nicht der Faulheit das Wort, sondern der Vernunft, lateinisch: ratio, und so sollten wir auch unser Tun „rationalisieren“. Nicht, um die gewonnene Zeit zu verträdeln, sondern um Zeit zu gewinnen für andere Dinge. Der Mangel an Zeit ist die Ursache für viele Sorgen. Tagelang vielleicht belasten wir unseren Kopf mit dem unangenehmen Gedanken: „Die Angelegenheit darfst Du aber nicht vergessen. Hoffentlich finde ich endlich einmal Zeit für sie.“ Wir brauchen aber



auch Zeitreserven. Jeder Tag, jede Stunde können uns überraschend zusätzliche Aufgaben und Belastungen bringen — ist aber unsere Zeit vorher schon bis auf die letzte Minute eingeplant, bleibt uns kein Augenblick, um mit diesen zusätzlichen Dingen fertigzuwerden. Wie ein Litermaß nicht mehr faßt als 1000 Kubikzentimeter, so faßt auch eine Stunde nicht mehr als 3600 Sekunden. Es mag einige Menschen geben, die der Zeit die Stirn bieten können ... , seien wir aber sehr vorsichtig mit der Annahme, selbst so ein Wunderwesen zu sein. Hier ist nämlich der Erreger der so viel zitierten Managerkrankheit zu suchen.

M. Sch.

